

MICHAEL CONNELLY

GÖTTER DER SCHULD

THRILLER

Aus dem Amerikanischen
von Sepp Leeb

DROEMER 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»The Gods of Guilt« bei Little, Brown and Company, New York.

*Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de*



Vollständige Taschenbuchausgabe Juli 2017

Droemer Taschenbuch

© 2013 Hieronymus, Inc.

This edition published by arrangement with Little, Brown and Company,
New York, New York, USA. All rights reserved.

© 2016 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Kristen Reimers

Covergestaltung: NETWORK! Werbeagentur GmbH

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30579-9

Für Charlie Houchell

Teil 1

GLORY DAYS
DIENSTAG, 13. NOVEMBER

1

Ich näherte mich dem Zeugenstand mit einem offenen und freudlichen Lächeln. Das sollte natürlich über meine wahre Absicht hinwegtäuschen. Ich wollte die Frau, die dort saß und ihren Blick unverwandt auf mich gerichtet hielt, mit allen Mitteln diskreditieren. Claire Welton hatte meinen Mandanten gerade als den Mann identifiziert, der sie am Heiligen Abend des vergangenen Jahres mit vorgehaltener Waffe gezwungen hatte, aus ihrem Mercedes E60 zu steigen. Er sei der Mann, sagte sie, der sie damals zu Boden gestoßen hätte, bevor er mit dem Auto, ihrer Handtasche und den Einkaufstüten, die sie in der Mall auf den Rücksitz gelegt hatte, weggefahren sei. Außerdem hätte er sie, wie sie dem Staatsanwalt gerade bei der Befragung erklärt hatte, um ihr seelisches Gleichgewicht und ihr Selbstvertrauen gebracht, auch wenn er für diesen sehr persönlichen Diebstahl nicht angeklagt war.

»Guten Morgen, Mrs. Welton.«

»Guten Morgen.«

Sie sagte diese Wörter, als wären sie gleichbedeutend mit *Bitte, tun Sie mir nichts*. Doch jeder im Gerichtssaal wusste, dass es meine Aufgabe war, ihr jetzt etwas anzutun und dadurch an der Beweisführung der Anklage gegen meinen Mandanten Leonard Watts zu kratzen. Welton war eine matronenhafte Mittsechzigerin. Sie wirkte nicht fragil, aber ich musste hoffen, dass sie es war.

Welton war eine Hausfrau aus Beverly Hills und eins von drei Opfern, die im Zug einer vorweihnachtlichen Überfallserie, die den neun Anklagepunkten gegen Watts zugrunde

lag, misshandelt und ausgeraubt worden waren. Die Polizei hatte ihm den Namen »Autoscooter-Räuber« verpasst, weil er seinen Opfern von einer Mall folgte, sie in einer Wohngegend an einem Stoppschild von hinten rammte und sie dann, wenn sie ausstiegen, um den Schaden zu begutachten, mit vorgehaltener Waffe um ihr Auto und ihre sonstigen Habseligkeiten brachte. Anschließend verpfändete oder verkaufte er das Raubgut, behielt das erbeutete Bargeld und verhökerte die Autos in diversen »Chop Shops«, Werkstätten, die auf die Verwertung gestohlener Fahrzeuge spezialisiert waren.

Das alles fußte jedoch auf Vermutungen und hing davon ab, dass jemand Leonard Watts vor Gericht als den Übeltäter identifizierte. Das war, was Claire Welton so besonders und zur Schlüsselzeugin des Prozesses machte. Sie war das einzige der drei Opfer, das vor Gericht auf Watts zeigte und steif und fest behauptete, dass er es gewesen war, dass er es getan hatte. Sie war die siebte Zeugin, die in den letzten zwei Tagen von der Anklage aufgerufen worden war, aber für mich war sie die einzige Zeugin. Sie war der Einsерkegel. Und wenn ich sie im richtigen Winkel umwarf, riss sie alle anderen Kegel mit sich.

Ich musste unbedingt alle neune abräumen, sonst würden die Geschworenen, die alles aufmerksam verfolgten, Leonard Watts sehr lange hinter Gitter bringen.

Ich nahm ein einziges Blatt Papier zum Zeugenstand mit. Ich wies es als das ursprüngliche Protokoll des Streifenpolizisten aus, der nach dem Überfall als Erster am Tatort eingetroffen war, nachdem Claire Welton mit einem geliehenen Handy die Polizei verständigt hatte. Es war bereits Bestandteil der Beweismittel der Anklage. Nachdem ich den Richter um Erlaubnis gebeten und diese erteilt bekommen hatte, legte ich das Dokument auf die Ablage vor dem Zeugen-

stand. Welton wich vor mir zurück, als ich das tat. Ich war sicher, dass die meisten Geschworenen das mitbekommen hatten.

Während ich zum Pult zwischen den Tischen von Anklage und Verteidigung zurückging, stellte ich meine erste Frage.

»Mrs. Welton, Sie haben das erste Protokoll vor sich liegen, das am Tag des bedauernswerten Vorfalls aufgenommen wurde, dessen Opfer Sie geworden sind. Wissen Sie noch, ob Sie mit dem Streifenpolizisten gesprochen haben, der damals an den Tatort gekommen ist?«

»Natürlich habe ich mit ihm gesprochen.«

»Sie haben ihm erzählt, was passiert ist, richtig?«

»Ja. Ich war noch ziemlich durcheinander ...«

»Aber Sie haben ihm erzählt, was passiert ist, damit er ein Protokoll aufnehmen konnte wegen des Mannes, der Sie ausgeraubt und Ihr Auto gestohlen hat, ist das richtig?«

»Ja.«

»Das war Officer Corbin, richtig?«

»Ich denke mal. An seinen Namen kann ich mich nicht mehr erinnern, aber er steht im Protokoll.«

»Aber Sie erinnern sich, dem Officer geschildert zu haben, was passiert ist, richtig?«

»Ja.«

»Und er hat eine Zusammenfassung dessen geschrieben, was Sie gesagt haben, richtig?«

»Ja, hat er.«

»Und er hat Sie sogar gebeten, diese Zusammenfassung zu lesen und dann zu unterschreiben, richtig?«

»Ja, aber ich war noch ziemlich durcheinander.«

»Ist das Ihre Unterschrift auf dem Protokoll, am Ende der Zusammenfassung?«

»Ja.«

»Mrs. Welton, würden Sie den Geschworenen bitte laut vorlesen, was Officer Corbin nach dem Gespräch mit Ihnen geschrieben hat?«

Welton zögerte zunächst und überflog die Zusammenfassung.

Diese Pause nutzte Kristina Medina, die Staatsanwältin, um aufzustehen und Einspruch zu erheben.

»Euer Ehren, ungeachtet dessen, dass die Zeugin die Zusammenfassung des Officers unterschrieben hat, versucht die Verteidigung, ihre Aussage mit einem Schreiben in Frage zu stellen, das nicht von ihr stammt. Die Anklage erhebt Einspruch.«

Richter Michael Siebecker kniff die Augen zusammen und wandte sich mir zu.

»Euer Ehren, mit ihrer Unterschrift unter dem Protokoll des Officers hat die Zeugin die Aussage bestätigt. Es ist eine aktuelle Erinnerung, die schriftlich festgehalten wurde, und die Geschworenen sollten sie zu hören bekommen.«

Siebecker gab dem Einspruch nicht statt und forderte Mrs. Welton auf, die unterzeichnete Aussage aus dem Protokoll vorzulesen. Daraufhin kam sie der Aufforderung nach.

»Opfer erklärte, dass sie an der Kreuzung Camden und Elevado anhielt und kurz darauf von einem von hinten auf-fahrenden Fahrzeug gerammt wurde. Als sie die Tür öffnete, um auszusteigen und nach dem Schaden zu sehen, stand ein Mann mit schwarzer Hautfarbe und einem A von dreißig bis fünfunddreißig vor ihr ...« Was damit gemeint ist, weiß ich nicht.«

»Alter«, sagte ich. »Lesen Sie bitte weiter.«

»Er packte sie an den Haaren und zerrte sie ganz aus dem Auto und drückte sie mitten auf der Straße zu Boden. Er richtete einen kurzläufigen schwarzen Revolver auf ihr Ge-

sicht und drohte, sie zu erschießen, wenn sie sich von der Stelle rührte oder einen Laut von sich gab. Dann sprang der Verdächtige in ihr Auto und fuhr, gefolgt von dem Fahrzeug, das ihr Auto von hinten gerammt hatte, in nördlicher Richtung davon. Weiter konnte ...«

Ich wartete, aber sie las nicht weiter.

»Euer Ehren, könnten Sie die Zeugin auffordern, die vollständige Aussage vorzulesen, wie sie am Tag des Vorfalls schriftlich festgehalten wurde?«

»Mrs. Welton«, seufzte der Richter, »lesen Sie uns bitte die ganze Aussage vor.«

»Aber, Herr Richter, das ist nicht alles, was ich gesagt habe.«

»Mrs. Welton«, sagte der Richter mit Nachdruck. »Lesen Sie die *ganze* Aussage vor, wie der Herr Verteidiger Sie gebeten hat.«

Welton lenkte ein und las den letzten Satz der Zusammenfassung.

»Weiter konnte Opfer zu diesem Zeitpunkt den Verdächtigen nicht beschreiben.«

»Danke, Mrs. Welton«, sagte ich. »Sie konnten zwar den Verdächtigen nicht näher beschreiben, aber was die Waffe angeht, die er benutzte, war Ihre Beschreibung sehr detailliert. Oder sehe ich das falsch?«

»Ich weiß nicht, wie detailliert ich sie beschrieben habe. Jedenfalls hat er sie mir ins Gesicht gehalten, und deshalb konnte ich sie sehr gut sehen und entsprechend gut beschreiben. Der Officer hat mir insofern dabei geholfen, als er mir den Unterschied zwischen einem Revolver und einer Pistole erklärt hat. Eine Automatik nennt man das, glaube ich.«

»Und Sie konnten beschreiben, was für eine Schusswaffe es war, welche Farbe sie hatte und sogar wie lang ihr Lauf war.«

»Sind denn nicht alle Revolver schwarz?«

»Lassen Sie doch bitte vorerst mich die Fragen stellen, Mrs. Welton.«

»Jedenfalls hat mir der Officer viele Fragen zu der Waffe gestellt.«

»Aber den Mann, der sie auf Sie gerichtet hat, konnten Sie nicht beschreiben. Doch als Ihnen zwei Stunden später eine Reihe von Karteifotos vorgelegt wurde, haben Sie auf einem davon sein Gesicht erkannt. Habe ich das richtig verstanden, Mrs. Welton?«

»Nur um das klarzustellen: Ich habe den Mann gesehen, der mich ausgeraubt und mit der Waffe bedroht hat. Aber ihn beschreiben und ihn wiedererkennen zu können ist nicht dasselbe. Als ich dieses Foto gesehen habe, war mir sofort klar, dass er es war. Genauso sicher, wie ich weiß, dass er der Mann ist, der dort am Tisch sitzt.«

Ich wandte mich dem Richter zu.

»Euer Ehren, ich würde das gern als nicht sachdienlich streichen lassen.«

Medina stand auf.

»Euer Ehren, der Verteidiger stellt mit seinen angeblichen Fragen lediglich sehr allgemeine Behauptungen auf. Er hat eine Behauptung aufgestellt, und die Zeugin hat darauf reagiert. Der Antrag auf Streichung entbehrt jeder Grundlage.«

»Antrag auf Streichung ist abgelehnt«, erklärte der Richter rasch. »Stellen Sie Ihre nächste Frage, Mr. Haller, und damit meine ich auch eine Frage.«

Das tat ich. In den nächsten zwanzig Minuten arbeitete ich mich an Claire Welton und ihrer Identifizierung meines Mandanten ab. Ich fragte sie, wie viele Schwarze sie in ihrem Leben als Beverly-Hills-Hausfrau kennengelernt hatte, und öffnete damit die Tür für gemischtrassige Identifizie-

rungsprobleme. Alles ohne Erfolg. Es gelang mir kein einziges Mal, ihre Überzeugung oder ihren Glauben zu erschüttern, dass Leonard Watts der Mann war, der sie beraubt hatte. Stattdessen schien sie eins der Dinge zurückzugewinnen, die sie ihren Aussagen zufolge bei dem Raubüberfall verloren hatte: ihr Selbstvertrauen. Je mehr ich ihr zusetzte, umso besser schien sie meinen verbalen Attacken standzuhalten und mir Paroli zu bieten. Sie war unerschütterlich. Ihre Identifizierung meines Mandanten blieb stehen. Und mir gelang es nicht, alle Kegel umzuwerfen.

Ich sagte dem Richter, ich hätte keine weiteren Fragen, und kehrte an den Tisch der Verteidigung zurück. Medina teilte dem Richter mit, sie habe noch ein paar ergänzende Fragen an die Zeugin, und ich wusste, dass sie lediglich dem Zweck dienten, Claire Weltons Identifizierung meines Mandanten zu erhärten. Als ich mich neben Watts auf meinen Platz setzte, hielt er nach Anzeichen von Hoffnung in meiner Miene Ausschau.

»Tja«, flüsterte ich ihm zu. »Das war's. Wir können einpacken.«

Wie abgestoßen von meinem Atem oder meinen Worten oder beidem, wich er vor mir zurück.

»Wir?«

Das sagte er so laut, dass sich Medina umdrehte und zum Tisch der Verteidigung schaute. Ich machte mit nach unten gerichteten Handflächen eine beruhigende Geste in Richtung Watts und artikulierte stumm die Wörter *Nur keine Aufregung*.

»Nur keine Aufregung?«, stieß er laut hervor. »Wollen Sie mich hier verarschen oder was? Sie haben gesagt, Sie kriegen das geregelt, sie macht uns keinen Ärger.«

»Mr. Haller!«, schnauzte mich der Richter an. »Bringen Sie Ihren Mandanten zur Räson, oder ich ...«

Watts wartete nicht ab, womit der Richter drohen wollte. Er warf sich wie ein Cornerback, der einen Pass unterbinden will, mit dem Oberkörper gegen mich. Ich kippte mitsamt meinem Stuhl um, und wir purzelten vor Medinas Füße. Um keinen Schlag abzubekommen, sprang die Staatsanwältin zur Seite, als Watts mit dem rechten Arm ausholte. Ich lag auf meiner linken Seite auf dem Boden, und mein rechter Arm war unter Watts' Körper eingeklemmt. Ich schaffte es, meine linke Hand zu heben und seiner auf mich zuschießenden Faust entgegenzurecken. Das schwächte jedoch nur die Wucht des Schlags ab. Seine Faust rammte meine Hand gegen mein Kinn.

Ganz am Rand bekam ich Geschrei und Getümmel um mich herum mit. Watts zog seine Faust zurück, um zum nächsten Schlag auszuholen. Aber bevor er zuschlagen konnte, hatten sich die Gerichtsdeputys auf ihn gestürzt. Gemeinsam packten sie ihn und stießen ihn mit ihrem Schwung von mir, so dass er auf dem Fußboden vor den Tischen der Anwälte landete.

Alles schien in Zeitlupe abzulaufen. Der Richter brüllte Anweisungen, aber niemand hörte auf ihn. Medina und der Gerichtsdiener zogen sich von dem Handgemenge zurück. Die Protokollführerin war hinter ihrer Schranke aufgestanden und verfolgte bestürzt das Geschehen. Watts lag bäuchlings auf dem Boden, sein Kopf wurde von einem der Deputys auf die Fliesen gedrückt. Um seine Lippen spielte ein eigenartiges Lächeln, als ihm hinter dem Rücken Handschellen angelegt wurden.

Und im nächsten Moment war alles vorbei.

»Deputys, entfernen Sie ihn aus dem Saal!«, ordnete Siebecker an.

Watts wurde durch die Stahltür an der Seite des Gerichtssaals in die Arrestzelle für die inhaftierten Angeklagten ge-

schleppt. Mich ließ man auf dem Boden sitzen und den Schaden begutachten. Mein Mund, meine Zähne und mein frisch gebügelt weißes Hemd waren voll Blut. Meine Krawatte lag unter dem Tisch der Verteidigung. Es war das Klipsteil, das ich immer dann trage, wenn ich Mandanten in Arrestzellen besuche und nicht durch die Gitterstäbe gezogen werden möchte.

Ich fuhr mit der Hand über mein Kinn und mit der Zunge über meine Zähne. Alles schien intakt und funktionstüchtig. Ich holte ein weißes Taschentuch aus der Innentasche meines Jacketts und begann, mein Gesicht zu säubern. Gleichzeitig zog ich mich mit der freien Hand am Tisch der Verteidigung hoch.

»Jeannie«, sagte der Richter zur Protokollführerin. »Rufen Sie den Notarzt für Mr. Haller.«

»Nein danke, nicht nötig«, sagte ich rasch. »Mir fehlt nichts. Ich muss mich nur ein bisschen sauber machen.«

Ich hob meine Krawatte auf und klemmte sie in einem kläglichen Versuch, den äußeren Schein zu wahren, an meinen Kragen, obwohl ein leuchtend roter Fleck meine Hemdbrust verunzierte. Während ich die Klips an meinem zugeknöpften Hemdkragen zu befestigen versuchte, stürmten infolge des Alarms, den der Richter mit dem Notrufknopf zweifellos ausgelöst hatte, mehrere Deputys durch den Haupteingang auf der Rückseite des Saals. Siebecker bat sie rasch, sich zurückziehen, ihr Eingreifen sei nicht mehr nötig. Die Deputys stellten sich an der Rückwand des Gerichtssaals auf; eine Machtdemonstration, falls sonst noch jemand Faxen machen sollte.

Ich wischte mit dem Taschentuch ein letztes Mal über mein Gesicht und ergriff das Wort.

»Euer Ehren. Ich bedaure das Verhalten meines Mandanten zu...«

»Schon gut, Mr. Haller. Nehmen Sie Platz und Sie bitte auch, Ms. Medina. Beruhigen Sie sich erst mal alle wieder und setzen Sie sich.«

Ich kam der Aufforderung nach und beobachtete, das gefaltete Taschentuch auf die Lippen gedrückt, wie der Richter seinen Sessel zur Geschworenenbank drehte. Zuerst entließ er Claire Welton aus dem Zeugenstand. Sie stand zaghaft auf und ging zum Durchgang hinter den Tischen der Anwälte. Ihr schien der Vorfall nähergegangen zu sein als sonst jemandem im Saal. Zweifellos aus gutem Grund. Wahrscheinlich dachte sie, dass sich Watts genauso gut auf sie hätte stürzen können. Und wenn er schnell genug gewesen wäre, hätte er sie erwischt.

Welton setzte sich in die erste Reihe der Zuschauergalerie, die für Zeugen und Gerichtspersonal reserviert war, und der Richter wandte sich den Geschworenen zu.

»Meine Damen und Herren, es tut mir außerordentlich leid, dass Sie Zeuge dieser Szene werden mussten. Der Gerichtssaal ist kein Ort der Gewalt. Er ist der Ort, an dem eine zivilisierte Gesellschaft gegen die Gewalt, die auf unseren Straßen herrscht, Stellung bezieht. Es tut mir im Innersten weh, so etwas mit ansehen zu müssen.«

Ein metallisches Schnappen ertönte, und die zwei Deputys kamen aus der Arrestzelle in den Gerichtssaal zurück. Ich fragte mich, wie rabiät sie mit Watts umgesprungen waren, als sie ihn in die Zelle gebracht hatten.

Der Richter hielt kurz inne, bevor er sich wieder den Geschworenen zuwandte.

»Bedauerlicherweise hat Mr. Watts' Entschluss, seinen Anwalt anzugreifen, unsere Befähigung beeinträchtigt, die Verhandlung fortzusetzen. Ich glaube ...«

»Euer Ehren«, unterbrach ihn Medina. »Dürfte die Anklage dazu etwas sagen?«

Medina wusste genau, worauf der Richter hinauswollte, und dagegen musste sie etwas unternehmen.

»Nicht jetzt, Ms. Medina, und unterbrechen Sie das Gericht nicht.«

Doch Medina ließ nicht locker.

»Euer Ehren, dürften die Anwälte an die Richterbank kommen?«

Der Richter schien verärgert, gab aber nach. Ich ließ Medina den Vortritt, und wir gingen zur Richterbank. Damit die Geschworenen unsere geflüsterte Unterhaltung nicht mithören konnten, schaltete der Richter einen Akustikventilator ein. Bevor Medina ihr Anliegen vorbringen konnte, fragte mich der Richter noch einmal, ob ich ärztliche Hilfe benötigte.

»Mir fehlt nichts, Herr Richter, aber danke für Ihr Angebot. Ich glaube, das Einzige, was in Mitleidenschaft gezogen wurde, ist mein Hemd.«

Der Richter nickte und wandte sich Medina zu.

»Ich weiß, was Sie einwenden wollen, Ms. Medina, aber mir sind die Hände gebunden. Aufgrund dessen, was sie gerade gesehen haben, sind die Geschworenen befangen. Mir bleibt keine andere Wahl.«

»Euer Ehren, Gegenstand dieses Verfahrens ist ein extrem gewalttätiger Angeklagter, der äußerst brutale Straftaten begangen hat. Das wissen die Geschworenen. Sie werden aufgrund dessen, was sie gesehen haben, nicht über Gebühr befangen sein. Die Geschworenen haben das Recht, das Verhalten des Angeklagten selbständig zu beobachten und zu bewerten. Da er aus freien Stücken gewalttätige Handlungen begangen hat, ist die Befangenheit gegenüber dem Angeklagten weder unberechtigt noch unfair.«

»Wenn ich dazu etwas sagen dürfte, Euer Ehren, möchte ich doch mit äußerstem ...«

»Außerdem«, überfuhr mich Medina einfach, »steht zu befürchten, dass das Gericht vom Angeklagten bewusst manipuliert wird. Ihm war sehr wohl bewusst, dass er auf diesem Weg ein neues Gerichtsverfahren bekommen kann. Er ...«

»Moment, Moment«, protestierte ich. »Der Einspruch der Anklage strotzt geradezu vor haltlosen Unterstellungen und ...«

»Ms. Medina, dem Einspruch wird nicht stattgegeben«, erklärte der Richter und unterband damit jede weitere Diskussion. »Selbst wenn die Befangenheit weder unberechtigt noch unfair ist, hat Mr. Watts seinem Anwalt de facto gerade das Mandat entzogen. Unter diesen Umständen kann ich Mr. Haller nicht bitten, weiterzumachen, und was meine Person angeht, habe ich nicht die Absicht, Mr. Watts noch einmal in diesen Saal zu lassen. Und jetzt treten Sie zurück. Beide.«

»Euer Ehren, ich möchte, dass der Einspruch der Anklage zu Protokoll genommen wird.«

»Das können Sie gern haben. Aber jetzt entfernen Sie sich.«

Wir kehrten an unsere Tische zurück, und der Richter schaltete den Ventilator aus und richtete sich an die Geschworenen.

»Meine Damen und Herren, wie bereits gesagt, hat der Zwischenfall, dessen Zeugen Sie eben geworden sind, eine für den Angeklagten nachteilige Situation geschaffen. Meiner Ansicht nach wird es zu schwer für Sie sein, sich weit genug von dem eben Gesehenen zu distanzieren, wenn Sie sich ein Urteil über Schuld oder Unschuld des Angeklagten zu bilden versuchen. Aus diesem Grund muss ich das Verfahren für fehlerhaft erklären und Sie mit dem Dank des Gerichts und des Volkes von Kalifornien Ihrer Aufgabe ent-

binden. Deputy Carlyle wird Sie nach hinten in den Aufenthaltsraum begleiten. Dort können Sie Ihre persönlichen Dinge abholen und anschließend nach Hause gehen.«

Die Geschworenen schienen unschlüssig, was sie tun sollten und ob wirklich alles vorbei war. Schließlich erhob sich ein entschlossener Mann von seinem Platz. Kurz darauf folgten auch die anderen seinem Beispiel und gingen durch eine Tür auf der Rückseite des Saals.

Ich schaute zu Kristina Medina hinüber. Sie saß mit gesenktem Kopf niedergeschlagen am Tisch der Anklage. Der Richter vertagte abrupt die Verhandlung und verließ die Bank. Ich faltete mein ruiniertes Taschentuch zusammen und steckte es ein.

Ich hatte den ganzen Tag für den Prozess eingeplant. Plötzlich davon entbunden, musste ich weder einen Mandanten aufsuchen noch einen Staatsanwalt bearbeiten noch irgendwo sein. Ich verließ das Gericht und ging die Temple Street hinunter zur First. An der Ecke war ein Abfallkorb. Ich nahm mein Taschentuch heraus, hielt es an die Lippen und spuckte den ganzen Schleim aus meinem Mund hinein. Dann warf ich es weg.

Ich bog nach rechts in die First Street und sah die Town Cars am Straßenrand stehen. Es waren sechs in einer Reihe, wie bei einem Begräbnis. Die wartenden Fahrer standen auf dem Gehsteig und ratschten miteinander. Angeblich ist Nachahmung die aufrichtigste Form der Schmeichelei. Jedenfalls sind seit dem Film eine ganze Menge Lincoln Lawyers aus dem Boden geschossen, die regelmäßig die Bordsteine vor den Gerichten von L. A. bevölkern. Ich war sowohl stolz als auch genervt. Mehr als einmal war mir zu Ohren gekommen, dass es Anwälte gab, die behaupteten, als Vorlage für den Film geeignet zu haben. Außerdem war ich im letzten Monat mindestens dreimal in einen falschen Lincoln gestiegen.

Diesmal würde mir dieser Fehler nicht unterlaufen. Ich holte mein Handy heraus und rief meinen Fahrer Earl Briggs an, den ich ein Stück weiter vorn im Gespräch mit anderen sehen konnte. Er ging sofort dran, und ich bat ihn, den Kofferraum zu entriegeln. Dann legte ich auf.

Ich sah den Kofferraumdeckel des dritten Lincoln in der Reihe aufklappen und wusste, wohin ich musste. Als ich die Limousine erreichte, stellte ich meinen Aktenkoffer ab und

zog Sakko, Krawatte und Hemd aus. Da ich darunter ein T-Shirt anhatte, verursachte ich keinen Verkehrsstau. Ich nahm ein blaues Oxfordhemd von dem Ersatzhemdenstapel im Kofferraum, entfaltete es und schlüpfte hinein. Earl kam von seinem Klatschkränzchen herüber. Mit Unterbrechungen war er schon beinahe zehn Jahre mein Chauffeur. Jedes Mal wenn er mit dem Gesetz in Konflikt geriet, kam er zu mir und arbeitete anschließend mein Honorar ab, indem er mich fuhr. Diesmal bezahlte er mich nicht für selbstverschuldete Probleme. Ich hatte die Zwangsversteigerung des Hauses seiner Mutter abgewendet und so verhindert, dass sie obdachlos wurde. Das trug mir etwa sechs Monate Chauffeursdienste von Earl ein.

Ich hatte mein versautes Hemd auf den Kotflügel gelegt. Earl griff danach und sah es sich an.

»Hat Ihnen da jemand ein Glas Hawaiian Punch übergekipppt oder was?«

»So ähnlich. Kommen Sie, fahren wir.«

»Ich dachte, Sie sind heute den ganzen Tag im Gericht.«

»Dachte ich ursprünglich auch. Es ist aber was dazwischengekommen.«

»Wo soll's hingehen?«

»Erst mal zum Philippe's.«

»Alles klar.«

Er stieg vorne ein und ich hinten. Nach einem kurzen Zwischenhalt in dem Sandwich-Shop in der Alameda fuhren wir in westlicher Richtung weiter. Unser nächstes Ziel war das Menorah Manor in der Nähe von Park La Brea im Fairfax District. Dort angekommen, sagte ich Earl, ich wäre in etwa einer Stunde wieder zurück, und stieg mit meinem Aktenkoffer aus. Das frische Hemd hatte ich mir in die Hose gesteckt, aber die Krawatte klemmte ich nicht mehr an den Kragen. Sie war nicht nötig.

Das Menorah Manor war ein viergeschossiges Altenheim in der Willoughby Avenue östlich vom Fairfax District. Ich trug mich an der Rezeption ein und fuhr mit dem Aufzug in den zweiten Stock, wo ich der Frau am Empfang sagte, dass ich mit meinem Mandanten David Siegel in seinem Zimmer eine rechtliche Angelegenheit zu klären hätte und nicht gestört werden wollte. Sie war eine sympathische Frau, die an meine regelmäßigen Besuche gewöhnt war. Sie nickte zustimmend, und ich ging den Flur hinunter zu Zimmer 334.

Ich hängte das NICHT-STÖREN-Schild an den äußeren Türgriff, bevor ich das Zimmer betrat und die Tür hinter mir schloss. David »Legal« Siegel lag im Bett. Sein Blick war auf den Bildschirm eines stumm geschalteten Fernsehers geheftet, der an der Wand gegenüber dem Bett befestigt war. Seine schmalen weißen Hände lagen auf der Bettdecke. Der Schlauch, der Sauerstoff in seine Nase leitete, zischte leise. Er grinste, als er mich sah.

»Mickey.«

»Legal, wie geht's dir heute?«

»Nicht anders als gestern. Hast du mir was mitgebracht?«

Ich zog den Besucherstuhl von der Wand fort und stellte ihn so hin, dass ich in Legals Blickfeld saß. Mit seinen einundachtzig Jahren war er nicht mehr der Beweglichste. Ich legte meinen Aktenkoffer auf das Bett, öffnete ihn und drehte ihn so, dass Legal hineinfassen konnte.

»Ein French Dip von Philippe the Original. Na?«

»O Mann«, sagte er.

Das Menorah Manor war ein koscheres Heim, und um keinen Ärger zu bekommen, erzählte ich am Empfang immer, dass wir eine rechtliche Angelegenheit zu besprechen hatten, wenn ich etwas einschmuggelte. Legal Siegel vermisste die Lokale, in denen er während seiner vierzigjähri-

gen Anwaltstätigkeit in Downtown gegessen hatte. Ich machte ihm diese kulinarische Freude gern. Er war der Sozusagen meines Vaters gewesen. Während er der Stratege war, war mein Vater der Frontmann gewesen, der Akteur, der diese Strategien im Gericht umsetzte. Nach dem Tod meines Vaters, ich war damals fünf, nahm mich Legal unter seine Fittiche. Als kleinen Jungen nahm er mich mit zu meinem ersten Dodgers-Spiel, und als ich größer wurde, schickte er mich zum Jurastudium auf die Uni. Nachdem ich vor einem Jahr bei der Wahl zum District Attorney mit Glanz und Gloria durchgefallen war, hatte ich mich auf der Suche nach einer neuen Lebensstrategie an Legal Siegel gewandt und war nicht von ihm enttäuscht worden. So gesehen, waren unsere Treffen tatsächlich Besprechungen zwischen Anwalt und Mandant, nur dass den Leuten an der Rezeption nicht bewusst war, dass ich der Mandant war.

Ich half ihm, das Sandwich auszupacken, und öffnete den Plastikbehälter mit dem *jus*, dessentwegen die Sandwiches aus dem Philippe's so etwas Besonderes waren. Außerdem war, verpackt in Alufolie, eine geschnittene Essiggurke dabei.

Nach dem ersten Bissen grinste Legal und pumpte mit seinem mageren Arm, als hätte er gerade einen großen Sieg errungen. Ich lächelte. Es freute mich, ihm eine Freude machen zu können. Er hatte zwei Söhne und einen Haufen Enkelkinder, aber außer an Weihnachten kamen sie ihn nie besuchen. Wie Legal es ausdrückte: »Sie brauchen einen, bis sie einen nicht mehr brauchen.«

Wenn ich Legal besuchte, redeten wir meistens über Fälle, und er schlug mir Strategien vor. Wenn es darum ging, die Pläne der Anklage und den Ausgang eines Prozesses vorherzusagen, war er unschlagbar. Da spielte es keine Rolle, dass er in diesem Jahrhundert keinen Gerichtssaal mehr betreten hatte oder dass sich die Strafgesetze seit seiner Zeit geändert

hatten. Er hatte enorme Erfahrung und immer etwas Brauchbares auf Lager. Er nannte es seine »Nummern« – die Doppelblindnummer, die Richterrobennummer und so weiter. Ich war in der finsternen Zeit nach der Wahl zu ihm gekommen, um etwas über meinen Vater zu erfahren und wie er auf die Widrigkeiten des Lebens reagiert hatte. Aber letztlich lernte ich dabei vor allem etwas über das Recht und dass es wie weiches Blei war. Dass es sich formen ließ.

»Das Recht ist nachgiebig«, sagte Legal Siegel immer. »Es ist biegsam.«

Ich betrachtete ihn als Teil meines Mitarbeiterstabs, und das erlaubte mir, meine Fälle mit ihm zu besprechen. Er steuerte seine Ideen und »Nummern« dazu bei. Manchmal griff ich darauf zurück, und manchmal erfüllten sie ihren Zweck, manchmal nicht.

Er aß langsam. Ich hatte gelernt, dass er, wenn ich ihm ein Sandwich mitbrachte, bis zu einer Stunde brauchen konnte, um es in kleinen Bissen und beständig kauend hinunterzubekommen. Er ließ nichts übrig und aß alles auf, was ich ihm mitbrachte.

»Die Kleine in Drei-dreißig ist gestern Nacht gestorben«, sagte er zwischen zwei Bissen. »Schade.«

»Ja, traurig. Wie alt war sie?«

»Sie war noch jung. Anfang siebzig. Einfach im Schlaf gestorben. Heute Morgen haben sie sie weggebracht.«

Ich nickte. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Legal nahm einen weiteren Bissen und fischte eine Serviette aus meinem Aktenkoffer.

»Du nimmst ja den *jus* gar nicht, Legal. Das ist doch das Beste.«

»Ich glaube, ich mag ihn trocken lieber. Übrigens, hast du eigentlich die Fahnnummer abgezogen? Hat sie funktioniert?«

Als er nach der Serviette gegriffen hatte, hatte er den Ziplock-Beutel mit der zweiten Blutkapsel gesehen. Ich hatte sie für den Fall, dass ich die erste versehentlich verschluckte, als Ersatz dabeigehabt.

»Wie auf Bestellung«, sagte ich.

»Hast du dein fehlerhaftes Verfahren bekommen?«

»Ja. Da fällt mir ein, dürfte ich kurz dein Bad benutzen?«

Ich fasste in den Aktenkoffer und nahm einen weiteren Ziplock-Beutel mit meiner Zahnbürste heraus. Damit ging ich ins Bad und putzte mir am Waschbecken die Zähne. Zuerst wurde die Bürste von der roten Farbe rosa, aber rasch war alles in den Abfluss gespült.

Als ich zu meinem Stuhl zurückkehrte, stellte ich fest, dass Legal sein Sandwich erst zur Hälfte gegessen hatte. Mir war klar, dass der Rest längst kalt sein musste. Aber ich konnte es unmöglich in den Aufenthaltsraum bringen und dort in der Mikrowelle aufwärmen. Legal schien das jedoch nicht zu stören.

»Details«, verlangte er.

»Na ja, ich habe die Zeugin zu demontieren versucht, aber sie war nicht kleinzukriegen. Eine richtig harte Nuss. Sobald ich wieder an unserem Tisch zurück war, habe ich ihm das verabredete Zeichen gegeben, und er hat seine Show abgezogen. Hat zwar etwas fester zugeschlagen als erwartet, aber ich will mich nicht beklagen. Das Beste daran war, dass ich nicht mal einen Antrag stellen musste, das Verfahren für fehlerhaft zu erklären. Das hat der Richter von sich aus getan.«

»Gegen den Einspruch der Anklage?«

»Klar.«

»Gut. Diese blöden Ärsche.«

Legal Siegel war mit Leib und Seele Strafverteidiger. Für ihn ließ sich jedes ethische Problem und jede Grauzone da-

mit bewältigen, dass sich der Verteidiger mit einem Eid dazu verpflichtet hatte, seinem Mandanten die bestmögliche Verteidigung zukommen zu lassen. Und wenn das hieß, im Notfall ein fehlerhaftes Verfahren herbeizuführen, versuchte man eben genau das.

»Jetzt ist natürlich die Frage: Lässt er sich auf einen Deal ein?«

»Es ist übrigens eine Sie, und ich glaube, sie wird einlenken. Du hättest nach unserer Rauferei die Zeugin sehen sollen. Sie hatte richtig Angst, und ich kann mir nicht vorstellen, dass sie sich noch mal für einen Prozess zur Verfügung stellen wird. Ich warte erst mal eine Woche, und dann lasse ich Jennifer die Staatsanwältin anrufen. Ich glaube, dann ist sie zu einem Deal bereit.«

Jennifer war meine Partnerin Jennifer Aronson. Sie würde Leonard Watts' Vertretung übernehmen müssen. Wenn ich Watts nämlich weiter verteidigte, sähe es zu sehr nach dem faulen Trick aus, der es war und auf den Kristina Medina vor Gericht angespielt hatte.

Weil Watts sich geweigert hatte, seinen Partner zu verraten, der das Auto gefahren und die Opfer gerammt hatte, war Medina vor dem Prozess nicht bereit gewesen, sich auf einen Deal einzulassen. In einer Woche, glaubte ich, sähe die Sache aus verschiedenen Gründen anders aus: Ich hatte im ersten Prozess Einblick in weite Teile von Argumentation und Beweisführung der Anklage bekommen; Medinas Hauptzeugin hatte es wegen der heutigen Vorfälle im Gericht mit der Angst zu tun bekommen; und die Einleitung eines zweiten Verfahrens wäre ein kostspieliger Einsatz von Steuergeldern. Dazu kam, dass ich Medina einen ersten Vorgeschmack verschafft hatte, was auf sie zukäme, wenn die Verteidigung den Geschworenen den Sachverhalt aus ihrer Sicht präsentierte – insbesondere wenn ich Gutach-

ter auffuhr, die sich vor den Geschworenen zu der Frage Wiedererkennen und Identifizierung zwischen unterschiedlichen Ethnien äußerten. Das war etwas, womit sich kein Ankläger in Anwesenheit der Geschworenen herumschlagen wollte.

»Wahrscheinlich ruft sie sogar an, bevor ich mich bei ihr melden muss«, sagte ich.

Das war zwar Wunschdenken, aber ich wollte, dass sich Legal gut fühlte wegen der Taktik, die er sich für mich ausgedacht hatte.

Weil ich gerade stand, nahm ich die Ersatzblutkapsel aus dem Aktenkoffer und warf sie in den Sondermüllbehälter des Zimmers. Ich würde sie nicht mehr brauchen und wollte nicht riskieren, dass sie aufplatzte und meine Unterlagen versaute.

Mein Handy begann zu summen, und ich zog es aus der Tasche. Es war meine Sekretärin Lorna Taylor, aber ich ging nicht dran. Ich würde sie nach meinem Besuch bei Legal zurückrufen.

»Was hast du zurzeit sonst noch laufen?«, fragte Legal.

Ich breitete die Hände aus.

»Im Moment steht kein Prozess an. Deshalb habe ich wahrscheinlich den Rest der Woche frei. Vielleicht gehe ich morgen zu den Anklageerhebungen im Arraignment Court und sehe, ob ich den einen oder anderen Mandanten an Land ziehen kann. Ich könnte wieder Arbeit brauchen.«

Nicht nur wegen des Honorars. Die Arbeit beschäftigte mich auch und hielt mich davon ab, über die Dinge nachzudenken, die in meinem Leben schief liefen. So gesehen; war die Juristerei mehr geworden als Beruf und Berufung. Sie half mir, mein seelisches Gleichgewicht aufrechtzuerhalten.

Wenn ich im Gericht in Downtown im Sitzungssaal 130

vorbeischaute, wo die Anklageerhebungen des Arraignment Court stattfanden, konnte ich vielleicht ein paar Mandanten akquirieren, die von den Pflichtverteidigern wegen eines Interessenkonflikts abgelehnt wurden. Eröffnete die Staatsanwaltschaft ein Strafverfahren mit mehreren Angeklagten, durfte der Pflichtverteidiger nur einen der Angeklagten vertreten, die übrigen brauchten einen eigenen Anwalt. Hatten diese anderen Angeklagten keinen privaten Strafverteidiger, wies ihnen der Richter einen solchen zu. Wenn ich dann Däumchen drehend im Gerichtssaal herumsaß, konnte ich relativ einfach ein Mandat an Land ziehen. Bezahlt wurde ich dafür zwar nur nach behördlichem Tarif, aber besser als keine Arbeit und keine Bezahlung war es allemal.

»Und das vor dem Hintergrund«, sagte Legal, »dass du letzten Herbst in den Umfragen fünf Prozent zugelegt hast. Und jetzt sitzt du bei Anklageerhebungen herum und hoffst, dass das eine oder andere Mandat für dich abfällt.«

Mit zunehmendem Alter waren Legal die meisten sozialen Filter abhandengekommen, die normalerweise den höflichen Umgang mit anderen Menschen regelten.

»Vielen Dank, Legal«, sagte ich. »Auf deine ehrliche und zutreffende Einschätzung meines Platzes im Leben ist einfach immer Verlass. Richtig aufbauend.«

In einer Geste, die vermutlich als Entschuldigung gelten sollte, hob Legal Siegel seine knöchigen Hände.

»Ich sage ja nur.«

»Klar.«

»Und was ist jetzt mit deiner Tochter?«

Das war, wie Legals Verstand funktionierte. Manchmal wusste er nicht mehr, was er zum Frühstück gegessen hatte, aber dass ich im vergangenen Jahr mehr als nur die Wahl verloren hatte, schien ihm immer gegenwärtig zu sein. Der Skandal hatte mich nicht nur die Liebe meiner Tochter und

jeden Kontakt mit ihr gekostet, sondern auch alle Chancen, meine zerbrochene Familie wieder zu kitten.

»Was das angeht, ist alles beim Alten«, sagte ich. »Aber können wir dieses Thema heute vielleicht ausklammern?«

Ich spürte, wie das Handy in meiner Tasche zu vibrieren begann, und holte es wieder heraus, um nach der eingegangenen SMS zu sehen. Sie war von Lorna. Sie ging davon aus, dass ich im Moment keine Anrufe entgegennehmen und die Mailbox nicht abhören konnte. Eine SMS war etwas anderes.

Ruf schnellstens an – 187

Der Hinweis auf den kalifornischen Strafgesetzbuchparagraphen für Mord ließ mich aufmerken. Es wurde Zeit zu gehen.

»Ich komme doch nur deshalb auf sie zu sprechen, Mickey, weil du es nicht tust.«

»Ich will aber nicht über sie reden. Es ist zu schmerzhaft, Legal. Ich besaube mich jeden Freitagabend, damit ich fast den ganzen Samstag schlafe. Und weißt du, warum?«

»Nein, ich weiß nicht, warum du dich besaufen solltest. Du hast nichts falsch gemacht. Du hast nur deinen Job gemacht bei diesem Galloway oder wie der Typ hieß.«

»Ich besaube mich freitagabends immer, damit ich die Samstage nicht mitbekomme. Die Samstage habe ich nämlich immer mit meiner Tochter verbracht. Er hieß übrigens Gallagher, Sean Gallagher, und es tut nichts zur Sache, dass ich nur meinen Job gemacht habe. Es sind Menschen gestorben, Legal, und das geht auf meine Kappe. Man kann sich nicht darauf hinausreden, dass man seinen Job gemacht hat, wenn auf einer Kreuzung zwei Menschen von dem Kerl totgefahren werden, den man vor Gericht rausgehauen hat. Aber wie auch immer, ich muss jetzt los.«

Ich stand auf und deutete auf das Handy, als wäre es der Grund, dass ich gehen musste.

»Also hör mal. Du lässt dich einen Monat lang nicht blicken, und dann machst du dich schon wieder aus dem Staub? Ich bin noch nicht mal mit meinem Sandwich fertig.«

»Ich war erst letzten Dienstag hier, Legal. Und ich komme irgendwann nächste Woche wieder vorbei. Wenn nicht nächste Woche, dann die Woche drauf. Lass dich nicht unterkriegen und halt dich gut fest.«

»Gut festhalten soll ich mich? Was soll das bitte heißen?«

»Es heißt, dass du dich an das klammern sollst, was du hast. Das hat mir mein Halbbruder, der Cop, mal gesagt. Iss dein Sandwich auf, bevor sie kommen und es dir wegnehmen.«

Ich ging zur Tür.

»Nicht so schnell, Micky Maus.«

Ich drehte mich zu ihm um. Das war der Name, den ich von ihm bekommen hatte, als ich ein Baby mit einem Geburtsgewicht von vier Pfund war. Normalerweise hätte ich ihm gesagt, dass er mich nicht mehr so nennen soll. Aber um endlich gehen zu können, sah ich darüber hinweg.

»Ja, was?«

»Dein Vater hat die Geschworenen immer die Götter der Schuld genannt. Weißt du noch?«

»Klar. Weil sie entscheiden, ob jemand schuldig ist oder nicht. Was willst du damit sagen, Legal?«

»Damit will ich sagen, dass es jede Menge Leute gibt, die jeden Tag unseres Lebens wegen allem, was wir tun, über uns urteilen. Es gibt also, weiß Gott, genügend Götter der Schuld. Denen muss man nicht noch zusätzlich welche hinzufügen.«

Ich nickte, konnte mir aber eine Antwort nicht verkneifen.

»Sandy Patterson und ihre Tochter Katie.«

Legal sah mich verständnislos an. Die Namen sagten ihm nichts. Dagegen würde ich sie nie vergessen.

»Die Mutter und ihre Tochter, die Gallagher totgefahren hat. Sie sind meine Götter der Schuld.«

Ich schloss die Tür hinter mir und ließ das NICHT-STÖREN-Schild am Türgriff hängen. Vielleicht schaffte er es, das Sandwich aufzuessen, bevor die Schwestern nach ihm schauten und unser Delikt entdeckten.